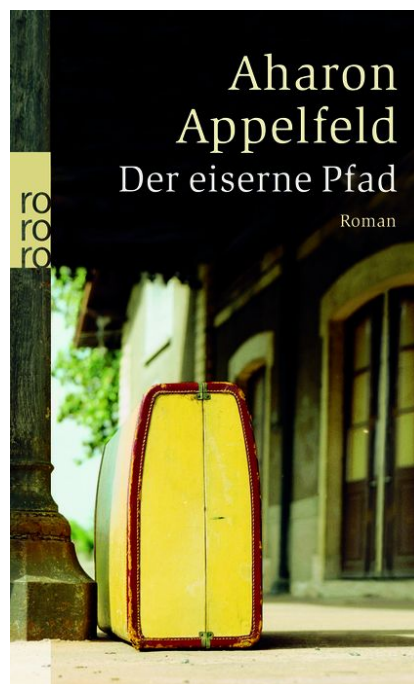


Leseprobe aus:

Aharon Appelfeld

Der eiserne Pfad



Mehr Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).

eins Seit Ende des Krieges bin ich, wie man so sagt, ständig auf Achse. Mit Regionalzügen, Schienenbussen, Taxis und Pferdewagen bereise ich immer wieder eine lange, gewundene Route von Neapel bis in den kalten Norden. Die Jahreszeiten fliegen an mir vorbei wie Trugbilder. Ich habe die Strecke mit meinem Körper erkundet und kenne jede Pension und jedes Gasthaus, jedes Restaurant und Lokal ebenso wie die vielen verschiedenen Fahrzeuge, die mich in die verstecktesten Winkel bringen. Sitze ich irgendwo in einem Lokal, kann ich mir zum Beispiel ausmalen, was weit entfernt in Hansen geschieht, wie es dort schneit und der weiche Schnee allmählich die engen Gassen zudeckt. Oder im Café Anton, in dem man frühmorgens warme Brötchen mit Kirschkonfitüre und Kaffee bekommt. Gerade an solch gottverlassenen Orten erwarten mich kleine Genüsse, die mich in der Erinnerung noch tagelang erfreuen. Ich weiß schon lange, daß selbst die edelsten Gedanken im Wind verwehen, der Geschmack frischer Brötchen und hausgemachter

Marmelade aber, ganz zu schweigen von einer Zigarette, einen noch manchen Tag begleitet. Oft brauche ich mir das Café Anton nur vorzustellen, um meine düsteren Gedanken zu vertreiben. Ich mag winzige, unzugängliche Orte. Große Städte meide ich wie die Pest. Sie machen mir angst, und, schlimmer noch, sie deprimieren mich.

Andere Menschen besitzen Villen, Geschäfte und Lagerhäuser. Mir gehört ein ganzer Kontinent. In den entlegensten Ecken bin ich zu Hause. Ich kenne Dörfer, die auf keiner Landkarte verzeichnet sind, Orte, bestehend aus einem einzigen Haus, einem einsamen Baum. Zu Beginn meiner Reiserei verirrte ich mich oft und wußte vor Verwirrung nicht, wohin. Heute genügt ein Telefonanruf, und ich finde den Ausweg. Ich weiß, wie man auf dem Lande vorankommt, ich kenne die Tricks. Ich weiß, welcher Fahrer auch sonntags und an Feiertagen arbeitet, wer sich in einen Schneesturm hinauswagt und wer unverbesserlich faul ist. In einem Satz: Ich weiß, wer mein Freund ist und wer mein Feind.

In dem hübschen kleinen Herben, über das ich zu gegebener Zeit mehr sagen will, erwartet mich jedes Jahr am fünften April mein Fahrer Marcello. Wenn ich ihn vom Zugfenster aus erspähe, durchströmt mich ein Glücksgefühl, als kehrte ich in meine verlorene Heimatstadt zurück. Seit mehr als zwanzig Jahren wartet Marcello auf mich, immer am gleichen Tag. Sobald ich in der Tür des Eisenbahnwaggon auftauche, läuft er auf mich zu, nimmt mir den Reisekoffer aus der Hand und führt mich zu seinem Taxi. Dann

fahren wir nach Oberherben, eine Strecke von zweieinhalb Stunden. Während der Fahrt berichtet mir Marcello alles, was im Ort passiert ist, erzählt von sich und seinen Freunden und natürlich von seiner geschiedenen Frau, die seit Jahren Unterhalt aus ihm herauspreßt. So geht es jedes Jahr. Und in dieser Wiederholung liegt ein seltsames Hoffen. Als stünde am Ende unserer Tage nicht Vernichtung, sondern fortwährende Erneuerung.

Die Züge machen mich frei. Was wäre ich ohne sie in diesem Leben? Ein Insekt, ein kleiner Beamter, bestenfalls ein Krämer, eine erbärmliche Kreatur, die frühmorgens aufsteht, acht, neun Stunden schuftet, abends mit letzter Kraft die Ladentür absperrt und dann nach Hause kriecht. Wohin? Zu einer schlechtgelaunten Frau, einem undankbaren Sohn, der mir über den Kopf gewachsen ist, einem Stapel Rechnungen. Ich verabscheue diese düsteren Orte, die man Häuser nennt. Besteige ich jedoch einen Zug, ist mir, als trage der Wind mich auf seinen Schwingen davon.

Eisenbahnen sind von Natur aus schwerfällig und plump. Wenn sie aber auf freiem Feld in Fahrt kommen, verwandeln sie sich; sie trotzen der Schwerkraft und beginnen zu schweben. Nachts gewinnt dieses Schweben etwas unvergleichlich Schönes. Man schläft auch anders. In den ersten Jahren wurde mir immer schwindlig, mein Herz begann zu rasen. Heute steige ich in die Eisenbahn wie ein Mann, der heimkehrt. Ist der Speisewagen gemütlich, setze ich mich dorthin, wenn nicht, suche ich mir einen Fen-

sterplatz in einem anderen Wagen. Leere Wagen finde ich amüsant. Seltsamerweise genieße ich es, in einem leeren Waggon zu sitzen. Doch eines habe ich mir zur Regel gemacht: Butterbrote und Thermosflasche sind tabu. Ein Reisender, der mitgebrachte Schnitten verzehrt und aus dem Schraubbecher seiner Thermosflasche trinkt, steht noch unter einem Bettler. Ich bin bereit, fünf amerikanische Dollar für eine Tasse Kaffee hinzublättern – Hauptsache, jemand serviert sie mir. Selbst wenn ich nur eine Tasse Kaffee serviert bekomme, kann ich meine Depression eine Stunde lang abwehren.

Die Musik allerdings ist ein Problem. In den letzten Jahren wurden die Speisewagen mit Lautsprechern ausgestattet. Ich liebe Musik, aber sie muß leise sein. Schlaginstrumente sind mir ein Greuel. Sie machen mich wahnsinnig. Als ich jünger war, habe ich klassische Musik gemieden wie Beerdigungen, doch mit der Zeit habe ich sie schätzengelern. Sie ist wie eine feine Droge. Hat man sie einmal gekostet, kann man ohne sie nicht mehr leben. Nach einer Stunde Streichquartett bin ich ein neuer Mensch. Die Klänge besänftigen meine angespannten Nerven; ich werde ruhig, und alles Selbstmitleid fällt von mir ab.

Wenn ich einen Speisewagen betrete, höre ich zunächst, was aus den Lautsprechern kommt, schaue, wer bedient und was für Gäste dort sitzen. Ein grobschlächtiger Kellner treibt mich meist wieder hinaus, einen mit freundlichem Gesicht suche ich günstig zu stimmen. Ich stecke ihm ein, zwei Geldscheine zu, und er stellt das Schlagzeuggetrommel ab, schaltet um

auf einen Sender mit klassischer Musik. Die alten Kellner kennen mich schon. Sie wissen, daß sie für ihre Mühen belohnt werden.

Ein geheizter Speisewagen ist besser als jedes Hotelzimmer. In Hotels herrscht eine Atmosphäre von Melancholie, von Verzweiflung; Zugfahrten hingegen versetzen mich mit allen meinen Sinnen in einen Rausch. Ich möchte jedoch nicht verschweigen, daß es in den Zügen von meinen Konkurrenten und Feinden nur so wimmelt und ich ständig auf der Hut sein muß. Meine Konkurrenten sind dünne, kleinwüchsige Männer, deren Gewandtheit nicht etwa ein Zeichen von Jugend ist, sondern von Lebensangst. Auf offenen Bahnsteigen ergreift sie Panik. Kaum sehen sie mich, verkriechen sie sich in Windeseile unter ein schützendes Bahnhofsdach oder verschwinden im nächstbesten Zug. Wie ich sind sie erfahrene Gleisbewohner. Nicht selten bin ich versucht, auf sie zuzutreten und ihnen zu sagen, daß ich diesen Konkurrenzkampf für absolut sinnlos halte. Ich wäre für jede Absprache zu haben, für jedwede Aufteilung der Reviere. Freilich unter der Bedingung, daß die Rivalitäten und Feindschaften aufhören. Ich behaupte zwar, daß ich zu jeder Absprache bereit bin, habe aber bislang wenig unternommen, um mit meinen Gegnern darüber zu reden. Vor Jahren bin ich einmal in der Dunkelheit auf einen von ihnen gestoßen und habe ihn in unserer Sprache gefragt: »Was habe ich dir Böses getan?« Der Mann erschrak so sehr, daß er blaß wurde und keinen Ton herausbrachte. Seitdem habe ich nie wieder mit einem dieser Männer ein Wort gewechselt. Eines je-

doch weiß ich: Es sind nicht viele. Insgesamt sechs oder sieben, die offenbar alle auf derselben Rundstrecke unterwegs sind wie ich. Ein anderes Mal habe ich einen in einem leeren Waggon getroffen. In den Mantel gehüllt, kauerte er auf der Bank, schlief und hielt seinen Reisekoffer wie einen schlummernden Säugling an sich gedrückt. Ich wollte ihn wecken, ihn zu einer Tasse Kaffee einladen, besann mich aber eines Besseren. Schlafende soll man nicht wecken.

Gewiß, bisweilen befällt mich eine jähe Furcht, ein unerklärlicher Ekel. Diese Launen – oder wie immer man sie nennen will – haben mich früher regelrecht gelähmt. Wie oft habe ich mich schon in einem einsamen Hotel verkrochen, weil mir das Leben plötzlich düster und sinnlos erschien. Der Winter in diesen Gegenden ist lang und grau, und morgens aufzustehen ist zutiefst deprimierend. Einmal bin ich zwei Wochen ununterbrochen im Bett geblieben, weil ich glaubte, es sei wieder Krieg. Zugegeben, ich schlafe lieber tags als nachts. Die Vorstellung, daß die übrige Menschheit hektisch ihren Geschäften nachgeht, während ich, eingehüllt in drei weiche Decken, in einem breiten Bett vor mich hin döse, kommt einer kleinen Rache gleich.

Im Laufe der Jahre habe ich gelernt, einige meiner Ängste zu überwinden. Heute gehe ich nach dem Aufstehen sofort zum Waschbecken und rasiere mich. Rasieren – auch die Erfahrung habe ich inzwischen gemacht – stimmt mich zuversichtlich. Die Minuten am Waschbecken beflügeln meine Reiselust; ich erinnere

mich an das Gefühl, auf Rädern zu gleiten. Kaum steige ich dann in den Zug, lebe ich auf. Endlich habe ich wieder festen Boden unter den Füßen.

Wenn ich nicht arbeiten müßte, würde ich Züge und Bahnhöfe nie verlassen. Im Zug ist alles, was ich brauche: wunderschöne Musik, herrliche Ausblicke, ab und zu eine Frau. Nichts geht über Liebe in der Eisenbahn. Oft dauert sie nur bis zur nächsten oder übernächsten Station, und wichtig dabei ist, daß man die Frau danach nie wiedersieht. Natürlich gerät man manchmal in Schwulitäten und hat plötzlich außer dem Koffer ein phlegmatisches Wesen an seiner Seite, das in einem fort Kaffee und Zigaretten verlangt. Deshalb ermahne ich mich immer wieder: Liebe nur zwischen zwei Haltepunkten, keinesfalls länger. Flüchtige Abenteuer tun gut und nie weh; Liebe zwischen zwei oder drei Bahnhöfen verpflichtet zu nichts und ist bald vergessen. Was darüber hinausgeht, verdirbt die Gefühle und führt zu gegenseitigen Vorwürfen. Leider begreifen Frauen das nicht. Und tun damit weder sich noch mir einen Gefallen.

Ich habe gesagt, daß solche Liebesabenteuer rasch vergessen sind, aber ich muß mich korrigieren. Denn mein Gedächtnis ist mein Ruin. Es gleicht einem zugedeckten Brunnen, in dem kein Tropfen Wasser verlorengelut, um eine alte Redewendung zu benutzen. Er ist nicht leerzukriegen. Mein Gedächtnis ist eine gewaltige Maschine, die verlorengegangene Jahre und Gesichter hortet und ununterbrochen wieder ausspuckt. Früher habe ich gedacht, vom Reisen werde mein Gedächtnis abstumpfen, doch das war ein Irr-

tum. Mit der Zeit, muß ich zugeben, ist es nur vollkommener geworden. Ohne meine Erinnerungen wäre mein Leben anders – vermutlich besser. Sie sind überall in mir, an der Flut meiner Tagträume drohe ich zu ersticken. Sie ergießen sich in meinen Schlaf. Meine Erinnerungen stecken in allen Fasern meines Körpers: nach jedem neuen Unrecht durchströmen sie mich mächtiger. Doch in den letzten Jahren habe ich gelernt, sie einzudämmen. Ein Glas Weinbrand trennt mich zum Beispiel eine Weile lang von meinen Erinnerungen, und ich empfinde Erleichterung wie nach schrecklichen Zahnschmerzen.

zwei Auf den Tag genau vierzig Jahre ist es her, daß ich mir die Dampfzöser, wie man die Lokomotiven bisweilen nennt, zunutze mache. Wären nicht die Müdigkeit und gewisse Frauen, ich würde die Bahnhöfe nie verlassen. Auch sie habe ich lieben gelernt. Es gibt Bahnhöfe, in denen man hervorragende belegte Brote, erstklassigen Kaffee, ja Augenblicke wahrer Ruhe findet, und selbst auf lärmenden Perrons kehrt manchmal vollkommene Stille ein. Leider aber sind meine Bahnhöfe oft voller eilender Menschen mit Gepäckstücken, und es riecht nach Kloake. Da wartet man auf den Zug dann besser draußen.

Meine jährliche Route verläuft im Kreis, genauer gesagt, in einem Oval. Sie beginnt im Frühling, beschreibt einen Bogen und endet mit dem Winter. Unzählige Haltepunkte liegen auf der Strecke. Für mich freilich zählen nur zweiundzwanzig, die übrigen sind ohne Belang. Ich kenne meine Bahnhöfe wie meine Westentasche, ich finde sie mit geschlossenen Augen. Als vor Jahren einmal ein Nachtzug an einem vorüber-

fuhr, schlug mein Körper sofort Alarm. Daher verlasse ich mich mehr auf meinen Körper als auf meinen Verstand. Er zeigt mir Irrtümer auf der Stelle an.

Und so beginnt meine Reise: Jedes Jahr am siebenundzwanzigsten März fahre ich mit dem Frühzug aus Wirblbahn ab. Ich fahre lieber mit dem Frühzug als mit dem Nachmittagsexpreß, denn in D-Zügen wird mir immer noch schwindlig. Die Nacht vor der Abreise verbringe ich wachend; ich stehe am Fenster und warte auf mein Urteil. Ist der Himmel klar, weiß ich, daß die Menschen mir in diesem Jahr wohlgesinnt sein werden und meine Reise wie geplant verlaufen wird. Ist der Himmel indes düster und wolkenverhangen, weiß ich, daß zwölf chaotische Monate vor mir liegen; Betrüger werden mir das Leben schwermachen, und mein Gewinn wird gering ausfallen.

Ich hasse Aberglauben, kann mich jedoch bisweilen nicht dagegen wehren. Neuerdings haben mich meine abergläubischen Ängste fest im Griff. Ich lebe nach Zeichen und Regeln, die nur ich zu deuten vermag; und obwohl mir klar ist, daß sich dergleichen schwerlich rechtfertigen läßt, ist nicht zu leugnen, daß vieles zutrifft. Manche Menschen wecken Lebenswillen und Freude in mir, andere erschlagen mich geradezu, wenn auch ohne böse Absicht. Ein Taxifahrer, der zu mir sagt: »Ich wußte, daß Sie heute ankommen würden. Deshalb habe ich einen anderen Kunden weggeschickt und auf Sie gewartet«, gibt mir sofort neue Kraft. Taxifahrer mögen mich, weil ich ihnen immer ein gutes Trinkgeld gebe, doch das ist nicht der einzige Grund. Manchmal sitzen sie stundenlang mit mir

im Bahnhofsrestaurant, erinnern sich an Dinge, die ich ihnen früher erzählt habe, und lachen über meine neuen Geschichten. Tief im Innern wissen sie, daß ich zu ihnen gehöre, dem Stamm der verlorenen Seelen.

Um sieben Uhr morgens stehe ich mit meinem Koffer am Bahnhof von Wirblbahn. Jedesmal, wenn ich von hier abfare oder hierher zurückkehre, befällt mich Angst, meine Knie zittern, und der Druck in meiner Magengegend wird stärker. Nur mit zwei Beruhigungstabletten lassen sich diese Anfälle bekämpfen. Deshalb und aus einer Reihe anderer Gründe habe ich versucht, den Ausgangspunkt meiner Reise zu verlegen, doch das ist mir bis heute nicht gelungen. In Wirblbahn nämlich, nichts als einer Straße mit Lagerhallen, ein paar schäbigen Baracken, in denen Wachpersonal wohnt, und einem elenden Gasthaus – in diesem verfluchten Ort hat mein Leben aufgehört, und ich bin neu geboren worden. Zu diesem Bahnhof, abseits aller großen Verbindungswege, haben uns die Deutschen gebracht, und hier haben sie uns auch verlassen. Drei Tage waren wir, in Viehwaggons eingeschlossen, unterwegs; dann blieb der Zug stehen, und die Todesschwadronen verschwanden, ohne daß wir, die wir unser Ende deutlich vor uns sahen, es begriffen. Tags darauf schob jemand den Riegel an der Tür des Waggons auf, und helles Licht ergoß sich über uns. Das war unsere Rückkehr ins Leben; ich spüre das Licht auf meinem Körper noch heute. Damals begann meine seltsame neue Existenz, und oft kommt es mir vor, als lägen alle Dinge in jenem einen Morgen

begründet. Zu sterben und wiedergeboren zu werden hat nichts Erhabenes. An diesem Morgen jubelte niemand. Die Menschen blieben einfach sitzen, wo sie waren.

Wirblbahn ist ein stummes Kapitel in meiner Lebensgeschichte. Ein gläubiger Mensch findet in jeder Situation die richtigen Worte, meine Lippen hingegen sind wie gelähmt, wann immer ich an meine Rückkehr ins Leben denke. Im Waggon befanden sich vierundzwanzig Menschen, darunter ein paar Tote und zwei Kinder. Der Blick der Überlebenden war erloschen. Sie saßen in den Türen des Waggons, ließen die Beine baumeln und baten um nichts. Die weite Ebene vor ihnen sah aus irgendeinem Grunde wie ein riesiges Rechteck aus. Darin, zwischen einzelnen Quadraten, waren kahle, leere Flächen; alles, was dort wuchs, war abgemäht. Hier, stellte sich heraus, standen die Lagerhallen, in denen wir hätten arbeiten sollen.

Als ich aus dem Waggon ausgestiegen war, berührte mich plötzlich jemand am Arm und sagte: »Nicht übel, aber zu spät.« Dann ging er zum Waggon zurück. Ich erinnere mich genau an seinen Blick und das Geräusch seiner Schritte, bilde mir manchmal sogar ein, es zu hören, wenn ich in den Armen einer Frau liege.

Wirblbahn ist eine Wunde, die nicht verheilt. Vor allem in warmen Sommernächten spüre ich sie; verborgen in meinem Inneren, beginnt sie auf einmal zu pochen. Ich dachte lange, es sei mein Magengeschwür, das sich meldet. Erst in den letzten Jahren begriff ich, daß, umgekehrt, die Erinnerung an Wirblbahn die Schmerzen in meinem Magen verschlimmert. Selt-

samerweise passiert das nur im Sommer und nur nachts. Wenn ich es schaffe, das Bild aus meinem Gedächtnis zu verdrängen, hören die Schmerzen sofort auf.

Trotzdem kehre ich jedes Jahr wie unter einem Zwang nach Wirblbahn zurück. Nicht die Freude treibt mich, sondern die Besessenheit, pünktlich zu sein. Zwei Wochen wohne ich im Gasthaus und breche am siebenundzwanzigsten März wieder auf. Wenn ich dort jemanden fände, wäre sicher alles leichter, doch in Wirblbahn gibt es kaum eine Menschenseele. Die wenigen Wächter schlafen oder sind betrunken, und der Wirt im Gasthaus ist taub. Er hat im Krieg an der Ostfront gekämpft und das Gehör verloren. Er schämt sich nicht. Fotos, die ihn als Feldweibel zeigen, hat er an die Wand im Eingangsflur gehängt.

Vor einigen Jahren sah ich einen Mann im Hof des Gasthauses herumlungern und glaubte, in ihm einen meiner Konkurrenten wiederzuerkennen, die wie ich hier zu neuem Leben erwacht waren. Aber ich täuschte mich. Niemand außer mir und den Schatten, die mich begleiten, kommt an einen solchen Ort zurück, an dem nichts als Öde und Trostlosigkeit herrschen. »Was will ich hier?« frage ich mich jedes Jahr von neuem.

Vorigen März überwand ich meine Zurückhaltung und schrieb dem Wirt auf einen Zettel: »Wo waren Sie im Krieg?«

»Ich bin bis nach Stalingrad gekommen«, antwortete er in seiner klaren Handschrift.

»Und dort haben Sie Ihr Gehör verloren?«